

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 33 (1991)

Artikel: Vier Kurzgeschichten
Autor: Gansner, Hans Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vier Kurzgeschichten

von Hans Peter Gansner

Kleine Gattungsgeschichte

Ein Schriftsteller hatte zehn Jahre seines Lebens damit zugebracht, einen Verlag für seinen Roman zu suchen. Endlich, nach Tausenden von Absagen, meldete sich ein Verleger, der gleichzeitig Lektor, Setzer und Drucker war und nach der Herstellung seiner Bücher auch noch als sein eigener Handelsvertreter die Buchhandlungen besuchte.

Dieser Verleger, Zyx war sein Name, und deshalb war er auf der Liste des Schriftstellers, die er von allen deutschsprachigen Verlagen angefertigt hatte, zuunterst gestanden, dieser Herr Zyx also meldete sich zur grossen Freude unseres Autors an; zu einer Besprechung, wie er sagte.

Der Schriftsteller empfing ihn bei sich zuhause: Herr Zyx war beeindruckt von den prallvollen Ordnern, die das Arbeitszimmer des Autors zu einem engen Schlupf verkommen liessen.

Das sind wohl die Vorarbeiten zu ihrem Roman, sagte er bewundernd, auf die mit kleinen Bullaugen versehenen Ordner zeigend, die wie eine grobe Kohlenstiftschraffur die Wände des Arbeitszimmers verdeckten.

Nein, das sind die Absagen von allen deutschsprachigen Verlagen, sagte der Autor bescheiden, Sie waren der letzte – auf der alphabetischen Liste, meine ich. Das ist ja nicht zu fassen, rief der Verleger aus und ergriff einen der Ordner – Erlauben Sie? – und öffnete ihn wahllos an einer Stelle.

Tatsächlich, rief er das eine über das andere Mal, bis der Schriftsteller ungeduldig wurde und ins Wohnzimmer drängte, wo im Lichte einer schönen Lampe schon sein Manuskript und eine Flasche Wein nebst zwei Gläsern warteten.

Der Verleger fand nicht Zeit, sich dem Manuskript und dem Wein zu widmen; hastig erwarb er sich in einem ad hoc angefertigten Vertrag das Recht, die gesammelten Absagen publizieren zu können – jaja, um die Fragen des Persönlichkeitsschutzes werde der sich selber kümmern, das seien nämlich alles Kollegen – und stürzte davon.

Der Schriftsteller sank erleichtert in einen Sessel, denn sein Plan war geglückt: die Absagen waren nämlich alle gefälscht, die echten hatte er jeweils gleich vernichtet. So war unser Autor zum Begründer einer heute gängigen literarischen Gattung geworden: die Gattung der erfundenen Absagen.

Umnachtung

«Die Welt besitzt längst den Traum von einer Sache, von der sie nur das Bewusstsein besitzen muss, um sie wirklich zu besitzen.»

Marx an Ruge

Und ich verliess die Versammlung, obwohl noch «Ehrungen» und «Diverses», ganz zu schweigen vom Entsetzlichsten: der «gemütliche Teil», auf der Traktandenliste standen. Die

Nacht war sternenklar und mein Atem ging weiss, als ich meinen zugeschnittenen VW suchte.

Ich fand ihn schliesslich nach langem Suchen und erst, nachdem ich die Wagen der Konferenzteilnehmer abgezählt hatte, unter dem Häubchen einer Riesin, unter einem weissen Nachthäubchen.

Die Szenerie hatte sich tiefgreifend verändert: hergefahren war ich in einem Schneege-stöber, welches das Unterste zuoberst kehrte; nun herrschte absolute Stille, wenn ich stehen-blieb und mit dem Knirschen meiner eigenen Schritte im Schnee nicht das stille Bergdorf erschütterte. Da ich früher als vorgesehen von der Versammlung losgekommen war, blieb mir noch Zeit, einen mir bekannten Mundart-forscher zu besuchen, der seit seiner Jugend – mit einem einzigen Unterbruch: seiner Stu-dienzeit – hier ein langsam aussterbendes Idiom festzuhalten versuchte.

Bei Tag war es für mich ein leichtes gewesen, Professor Longhorns alte Villa am Dorfrand aufzusuchen: als ich ihn das letzte Mal besucht hatte, war es Juni gewesen, kurz vor den gros-sen Ferien, und wir hatten uns verabredet, dass ich im Laufe des kommenden Semesters – also um diese Zeit – einmal zu ihm reisen würde, mit meiner fortgeschrittensten Klasse, dass er meinen Schülern die Anfangsgründe der Dialektforschung beibringen könne.

Mein Versuch, den Wagen mit blossen Hän-den freizuschaufeln, scheiterte kläglichstens.

So beschloss ich, den Weg zu Professor Longhorns 1900er Villa zu Fuss zurückzulegen.

Durch kniehohen Neuschnee stapfend er-reichte ich den Dorfrand – nachher stürzt eine Felswand steil ins Tobel. Weit vorne musste das Haupttal liegen, jetzt im Nebel verborgen, durch das die Hauptstrasse zur Stadt führt. Ich fand das Haus schneller als befürchtet.

Es lag dunkel und ruhig da.

Aber im Parterre des nahegelegenen Bene-diktinerklosters war noch Licht.

Vielleicht wussten die Mönche weiter . . .

Ich näherte mich dem Presbyterium und schaute durch einen Spalt eines Fensterladens in das neonerleuchtete Refektorium.

An dem langen weissgedeckten Tisch sassen auf jeder Seite ein Dutzend weissgekleideter Nonnen.

Nonnen?

Ich hatte es als Männerkloster in Erinne-rung.

Nun, das Sichere ist nicht sicher, und ich klopfte an. Die zwei Dutzend Nonnen stoben mit einem Schlag davon, und das Licht erlosch.

Frierend und fluchend stand ich da, fluchend über mich selber, über meine ungeschickte Art, ein Nonnenkloster in Panik zu versetzen.

Da, Schritte entlang der Klostermauer!

Kommen Sie mit, sagte die Äbtissin, in der ich sofort Madonna erkannte, als Nonne kostü-miert, ich weiss, zu wem sie wollen. Ich vermu-tete, dass sie mir den Linguisten sofort angese-hen hatte, hatte ich ihr doch die Rock-Sängerin auch angesehen.

Aber Sie sind doch verheiratet? versuchte ich ein Gespräch anzuküpfen, um nicht allzu dumm dazustehen.

Sie wandte sich ruckartig zu mir um und fragte: Warum, waren Sie etwa dabei?

Und da ich darauf keine Antwort hatte, aus-ser einem hilflosen Kopfschütteln:

Also!

Vor der Eingangstüre des dreistöckigen Mietshauses – ein herrliches Jugendstilge-ranke aus Guss und getöntem Glas, blau, weiss, grau, grün – liess sie ein Gasfeuerzeug aufzi-schen, so dass ich die Namensschildchen lesen konnte. Ich finde den Namen Longhorn nicht, sagte ich nach einer Weile.

Ich glaube, er ist für einige Zeit nach Austra-lien verreist, um die Sprache der Aborigines zu studieren, sagte Madonna, die Äbtissin, aber sein Famulus ersetzt ihn.

Und damit liess sie mich stehen.

Die Klingel funktionierte nicht. Das war bei einem Gelehrten normal. Ich drückte die Tür-falle. Sie gab nach.

Durch das dunkle Treppenhaus hinauf rief ich den Namen Longhorn, mehrmals.

Stille.

Die Türe geradeaus musste in den Keller führen, dem Geruch nach, der den Hauseingang, auf dessen Mosaikboden ich nun die Zahl 1900 lesen konnte, vom Mondlicht beschienen, durchdringend erfüllte.

Nach mehreren Rufen schliesslich das Schlurfen von Pantoffeln. Aber das Licht ging immer noch nicht an. Da muss ein Stromunterbruch sein, dachte ich, gerade als aus dem Dunkeln ein alter Mann mit käsigem Gesicht auftauchte. Durch die mehrtägigen Stoppeln im Gesicht sagte er: Professor Longhorn ist tot. Das heisst, verbesserte er sich, als er mich mit offenem Mund und bleich im Gesicht dastehen sah: praktisch tot.

Und da ich immer noch betroffen schwieg: Linguistisch tot, verstehen Sie?

Er hat sich nach Oklahoma zurückgezogen, weil man ihm dort eine Stelle als Assistent angeboten hat.

Was blieb ihm auch anderes übrig, sagte der käsig Mann im Halbdunkeln und zuckte die Achseln.

Das geht so schnell heute, mein Herr: die Wissenschaft.

Was gestern von allen Studenten der Welt nachgebetet worden ist, finden Sie heute auf dem Flohmarkt.

Oder im Abfall.

Aber ich habe doch mit ihm abgemacht, dass ich mit einer ganzen Schulklasse . . .

Er ging auf meinen Einwurf gar nicht erst ein.

Professor Longhorn, der Gute, hat sich zu lange mit einer einzigen Sache beschäftigt, die er genau kennen wollte: in seiner Jugend hatte er sie entdeckt. Er wollte sie ganz kennen, in all ihren Aspekten (Sie wissen, es handelt sich um den hiesigen Dialekt, genauer gesagt: um den nachgestellten Artikel, der sonst nur im Schwedischen noch vorkommt), und so sind unmerklich Generationen von Linguisten über ihn hinweggegangen. Als er aufblickte, das Resultat in den Händen, da interessierte sich niemand mehr für ihn.

Doch, jemand: die Äbtissin, mit der er in re-

gem Briefkontakt steht, sagte er und zeigte mit einem krummen Zeigefinger in Richtung des Klosters.

Und was soll ich jetzt meinen Schülern sagen?

Wandern Sie über den Drusenbalkon, sagte er, und vergessen Sie die Sprache, dort gibt es Blumen, mitten im Winter. Kommen Sie, ich zeige Ihnen, wo der Weg beginnt.

Und er packte mich am Arm.

Die Publikation

(Für F. K.)

Vor dem Verlagshaus steht ein Lektor. Zu diesem Lektor kommt ein Schriftsteller mit einem Manuskript und bittet um Eintritt ins Verlagshaus. Aber der Lektor sagt, dass er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Schriftsteller überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. Das ist möglich, sagt der Lektor, jetzt aber nicht. Da die Tür des Verlagshauses offensteht und der Lektor beiseite tritt, bückt sich der Schriftsteller, um durch die Tür in das Innere zu sehen. Als der Lektor das merkt, lacht er und sagt: Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meinem Verbot hineinzugehen. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Lektor. Von Büro zu Büro sitzen aber Lektoren, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr vertragen. Solche Schwierigkeiten hat der Schriftsteller nicht erwartet. Der Verlag sollte doch jedem Schriftsteller immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Lektor in seiner Fischgratjacke genauer ansieht, seine stechenden Augen, die lange, dünne, schwarze Krawatte, entschliesst er sich doch, lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Lektor gibt ihm einen Sessel und lässt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Wochen und Monate. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden und ermüdet den Lektor durch seine Bitten. Der Lektor macht öfters kleine Bespre-

chungen mit ihm, fragt ihn nach seinen bisherigen Publikationen aus und nach vielem anderen, es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie grosse Herren stellen, und zum Schluss sagt er immer wieder, dass er ihn noch nicht einlassen könne. Während der vielen Monate beobachtet der Schriftsteller den Lektor fast ununterbrochen. Schliesslich wird sein Augenlicht schwach, und er weiss nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird oder ob ihn nur die Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Verlagshauses bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Lektor muss sich tief zu ihm hinunterneigen, denn die Grössenunterschiede haben sich sehr zuungunsten des Schriftstellers verändert. Was willst du denn jetzt noch wissen? fragt der Lektor, du bist unersättlich. Alle streben doch in den Verlag, sagt der Schriftsteller, wie kommt es, dass in den vielen Jahren niemand ausser mir Einlass verlangt hat? Der Lektor erkennt, dass der Schriftsteller schon am Ende ist, und um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt.

Ich gehe jetzt, schliesse hier ab und gebe dein Manuskript in Druck.

Todsicher

«Das Schiessgewehr schießt . . .»
Bert Brecht, Ballade vom Weib und dem Soldaten

«Ich heisse René Cavelti und bin jetzt einundzwanzig. Gelernt hab ich zwar Maurer, aber so richtig auf dem Beruf gearbeitet hab ich eigentlich nie. Hin und wieder für Private auf eigene Rechnung, das schon, aber nach der Lehre hab ich ja keinen Job gefunden. Der

Druck hat zwar schon während der Lehre zugenommen: mein Freund Max jedenfalls ist vor dem Lehrabschluss ausgestiegen. Damals hab ich ihm gesagt: Du bist ein Idiot, dass du so kurz vor dem Abschluss aussteigst! denn ich war felsenfest überzeugt, nachher aus der Scheisse raus zu sein. Ja, denn zuhause war dauernd Krach, besonders im Winter, wenn Vater «saisonbedingt» arbeitslos war. Aber auch in der Bude war dauernd Krach, weil immer weniger Aufträge hereinkamen, und das spürten wir unter uns Kollegen: *Einer wird verlieren*, das wussten wir, aber wer? Eigentlich hätte ich ja ins Gymnasium gehen sollen. Das heisst, wenns nach meinem Lehrer gegangen wäre. Aber meine Alten haben da dreingefunkt und gesagt: Was brauchst du zu diesen Herren söhnen zu gehen? Ausserdem würde ich ihnen noch länger auf der Tasche liegen, als so schon (und von Stipendien hab ich erst später erfahren, von Paul nämlich). *Baue deine Zukunft!* das gefiel mir, und Vater als Gipser fand auch: Hochbau hat Zukunft. Dem Lehrer hat mein Vater gesagt: Der René ist halt eher praktisch begabt, das liegt in der Familie. Schon während der Lehre hab ich mir dann Prospekte kommen lassen, vor allem aus Kanada und Neuseeland. Damals wurden massenhaft Leute für den Bau gesucht, und ich kenne einen, der ist schon nach vier Jahren in Kanada selbständig geworden. Ja, ich meine: Versuchen Sie das hier einmal. Da sind Sie nach zehn oder zwanzig Jahren noch Hilfsbühener, ich seh das ja bei meinem Vater. Aber nach der Lehre: nur Absagen.

Oder nicht mal Antwort auf die Anfrage. Jetzt lernst du den Ernst des Lebens endlich kennen! sagte Vater; wir, sagte er, hatten es auch nicht leicht am Anfang (wie wenn ers jetzt leicht hätte! Aber er will es nicht zugeben . . .). Mein Chef gab mir zu verstehen, dass für mich nach der Lehre bei ihm der Ofen aus sei. Nach der RS, dachte ich, wirst du sehen. Ist ja möglich, dass diese Rezession wieder mal aufhört (das hab ich damals noch geglaubt, ehrlich!). Paul habe ich dann in der RS kennengelernt. Ein toller Hecht: eingerückt ist er mit dem Alfa, mit dem ist er auf den Kasernenhof geprescht

und hat ihn direkt neben dem VW des Hauptmanns abgestellt. Auch später war er immer der einzige, mit dem man was durchgeben konnte (den Alfa hat er übrigens von seinem Alten geschenkt bekommen: auf die Matura). Im Ausgang gingen wir meistens ins Nachbarkaff, was ein Café hatte mit solchen Gun-o-Mats. Zwei Apparate standen da, gerade richtig für uns, so konnten wir abwechseln. Mit Weibern war da nämlich nichts los, in diesen Kaffern ist das so, nicht wie bei uns in der Stadt. Und ausserdem hatten wir beide kein grosses Interesse, da irgendwie Händchen zu halten. Das ist auch etwas gewesen, was uns verband. Ich hatte lieber die U-Boote, aber Paul wollte auch nicht immer bei den Fallschirmspringern hängenbleiben. Die schwebten einem so schön ins Visier, wie auf dem Tablett serviert. Dabei musste er doch Reaktion testen; Treffsicherheit hatte er, aber langsam war er. Den Vorschlag hat er trotzdem bekommen, wegen der Matura. Obwohl ich schneller war *und* genau! Aber er hat mir sofort versprochen, für mich ein gutes Wort einzulegen, weil er nicht so gewesen ist, wie die andern Akademiker, die keinen ohne Matura hochkommen lassen. Schwer zu sagen, was objektiv ein Vorteil ist: schnell oder genau, beides zusammen ist natürlich optimal, sind aber die wenigsten. Jedenfalls: acht Treffer pro zehn Schuss gab ein Freispiel, und wir haben stundenlang gratis geschossen. Es kommt immer auf die Gefechtssituation an, das hat schon der Instruktionsoff gesagt. Das sollte man eben besser üben im Dienst, dann würde so etwas nicht passieren, wie es grad mir passiert ist. Ich war eben immer schnell, Paul dafür genau. Paul hätte sicher ein Wort für mich eingelegt, und mein Vorschlag wäre perfekt gewesen, auch wenns da so Typen hatte, die mir das Militär vergraulen wollten. So Sprüche wie: Die Schweizer Armee hat bisher nur auf Schweizer geschossen, und auch: im zweiten Weltkrieg sei jeder zweite Obere ein Nazi gewesen. Einfach übertrieben, alles! Paul hasste diese Typen: er sagte, das seien unsere Hauptfeinde, die müsse man sich als erste vorknöpfen, wenns losgehe, denn sie würden die Kampf-

moral schwächen. Ich fiel natürlich nicht rein auf die Sprüche dieser Brüder, kannte ich doch das Geschwätz von unsern Organisierten her schon. Man sieht ja, wie weit wir es mit der Gewerkschaft gebracht haben: keine Arbeit mehr. Die Wirtschaft hat keine Bewegungsfreiheit mehr; das hat mir später, nach der RS, Pauls Vater erklärt, und eine Wirtschaft ohne Bewegungsfreiheit geht kaputt. Das sehen wir ja jetzt. Nach der RS ging dann die Jagd los: von Bude zu Bude bin ich gerast, nichts. Alle behaupteten zwar, ich werde vorgemerkt, stimmte aber nicht. Das waren nur so Sprüche, um mich loszuwerden. Ich hockte also zu Hause rum, Vater auch, und das Resultat: Krach. Er fand, ich mit meinem Abschluss sollte doch keine Schwierigkeiten haben, während er als Hilfsbüezer . . . Der hatte irgendwie einfach nicht gecheckt, dass die Hochkonjunktur vorbei ist. Abends im «Las Vegas» jagten wir die ganzen Gun-o-Mats zu Maximal-Freispielen hoch. Das gab mir damals noch ein bisschen Power, alles andere war ja total verschissen. Und die Abende bei Paul zu Hause im Laufenbad-Quartier. Er hatte immer die neuesten Scherben, und so stülpten wir die Headphones über und jagten uns dazu einen Whisky in die Birne. Einmal fragt mich also dann der Alte von Paul beim Morgenessen (ich hab ja oft dort geschlafen, weils bei mir immer Ärger gab), fragte der also: Könntest du mir nicht eine Garage bauen, für das neue Auto von der Madame (so nannte er seine Frau, Pauls Mama)? Er meinte, das komme ihm erstens billiger, und zweitens hätte ich ja nichts zu tun, also. Tagsüber zieh ich ihm also die Garage hoch, während Paul scheinbar an die Uni geht (in Wirklichkeit fuhr er ins Heinzental um zu üben). Abends holt er mich ab und wir fahren zusammen raus: ist ideal, das Heinzental, die meisten Bauern sind schon lange ausgewandert, und so kann man ungestört Gefechtsübungen abhalten. Pauls ganzes Studiengeld ging drauf: ein Long Rifle 22 zuerst, dann diverse Balleris: eine Beretta, zwei Luger und eine Parabellum. Die Parabellum war mein Lieblingseisen, mit der ists dann auch passiert. Ich war ja an dem Tag auch nicht so recht in

Form: den ganzen lieben langen Tag Steine klopfen, während Paul üben konnte; schon möglich, dass meine Hände zitterten. Er ist immer besser geworden, das stimmt. Aber dass ich es gewesen sei, der Paul zu diesen Schiessübungen verführt habe, wie sein Alter vorhin behauptet hat, ist einfach nicht wahr! Das ist eine ganz lingge Tour, die Pauls Alter jetzt durchgibt, und Paul hätte sowas nie gebilligt, niemals. Besonders jetzt, nachdem ich ihm die Garage für knapp die Hälfte des Normaltarifs hingestellt habe, find ich das ganz fies, sowas zu behaupten. Und die Parabellum, mit der es dann passiert ist, hat Paul sogar von seinem Alten eigenhändig zum Geburtstag bekommen, das weiss ich zufällig ganz genau. Jedenfalls waren die Chancen genau gleich verteilt, hundert Meter Distanz und jeder einen Apfel auf dem Kopf. Und «Feuer», wenn der Wecker losging, den wir in der Mitte aufgestellt haben. Wir hatten nie Krach, aber immer auf Spatzen und Hasen zu ballern, das ist ja kein Ernstfall, oder? Und seit der Armbrust hat sich die Technik ja auch entwickelt, wieso sollten wir die Di-

stanz also nicht vergrössern? Wahrscheinlich war ich an jenem Abend einfach übermüdet von der Schufterei, weil Madame, die hat mich immer angetrieben: sie hatte Angst, der Lack ihres Flitzerchens könnte Schaden nehmen an der freien Luft. Und da hatte ich vielleicht etwas zittrige Hände. Aber ewig auf diesen Gun-o-Mats rumballern, das brings ja auch nicht, oder? Ich finde einfach, im Dienst sollten wir besser auf den Ernstfall vorbereitet werden, dann würde sowas nicht passieren: einfach mehr Gewöhnung im Umgang mit scharfer Munition. Meiner Ansicht nach haben wir da einfach zuwenig Übung. Sonst würden solche dummen Unfälle nämlich nicht passieren. Paul ist immer besser geworden bei diesen Übungen, denn er hatte noch Grosses vor: jetzt ist es aber zu spät. Er ist fast so gut geworden wie ich, so gegen Schluss. Und was das heisst, da können Sie ruhig meinen Hauptmann fragen. Aber mehr Übung mit scharfer Munition, dann wäre das mit Paul nämlich nicht passiert, tod-sicher.»